

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

166 (20.7.1927) Die Mußestunde

Indianerinnen

Stimme von Henry Barbusse.

Autorisierte Hebertragung aus dem Französischen von Johannes Kunde.

„Die an jenem Morgen in Cuernavaca die Post erwartenden Reisenden haben vermehren genug aus“, sagte José Santander — und die Augen des reichen Mexikaners blühten feurig auf, während seine vielsagende Lippen die isofotolabedraunten Lippen fuhr.

Merkwürdig waren es keine männlichen Reisenden, sondern weibliche — und was schlimmer: Indianerinnen. . . Ich war, wie ich bemerken möchte, damals noch Schüler, hatte Ferien, und mein Vater, ein furchtbar freier Mann, zwang mich, um mich auszumuntern — trotzdem wir reich waren — mich der französischen Expedition anzuschließen.

„Ich spreche also nicht von gestern“, erklärte der alte Mexikaner; dabei lachte er, daß eine Träne aus seinen schlüßernden Augen niederbrann und man in seinem dunklen Mund die ebenso dunklen, mit Goldperlen durchsetzten Zähne sehen konnte. „Und wenn ich noch hundert Jahre leben sollte — nie werde ich die Meerestruge gestörter verlassen, die auf die Abfahrt der Post an der Posaaba zum Kreuz warteten.“

Es waren acht; sie hatten breite Schultern — das bewies, daß sie eine Art der lokalen Rasse, die „von den Büumen herabgefliegen war“, verkörperten. Das Weiße ihrer Augen stand stark von dem gelben Teint ab, der wie Stiefelleber aussah; sie lachten, zumal wenn der Ärmel in einer Ecke, wo es nach ranzigem Öl roch, ihre Gesichter zu verbergen. Ohne Zweifel dachten sie als echte Indianerinnen, daß ihre Zähne, die ihnen von den Älteren vererbt waren, welche — in den oberen Stufen der jungfräulichen Wälder — unter freiem Himmel geboren worden durften. Ich fügte ihnen in Auagenheit gekommen werden durften. Ich fügte hinzu, daß sie — verächtlich mit Hals- und Büntelstücken ausgestattet — brennendrote, aifgrüne und sitronengelbe Kleider trugen und mit Gemüße vollgepackte Körbe in den Händen hielten.

So sah die Ladung aus, welche der Vater Jacobo — das heißt Jakob — in seiner alten Karre von Cuernavaca nach Mexiko hinüberbringen sollte.

Die Indianerfrauen hatten natürlich ein hartes Interesse, an diesem Morgen mit den Mantieren des Väterchens Jacobo befreundet zu werden; denn alle Welt wußte, daß die Rasse nichts weniger als ungefährlich war. Ein kleines, aber sehr aktives Element der Bevölkerung (ich meine das Brigantentum) hatte die wirren Verhältnisse und die durch die Ausladung der französischen Mission entstandene Anruhe ausgenützt, um seiner Industrie eine rationelle Entwicklung und einen günstigen Aufschwung zu geben. Banden belästigten planmäßig die Landschaften unserer schönen Heimat, und unter den Gebieten, wo viele Herren ihre breihaften Wälder bereit hatten, gab es kein schlimmeres als das, welches wir durchqueren mußten. Sollte ich Ihnen sagen, daß ich mit zu den Reisenden gehörte? Ich werde Sie später darüber aufklären, weshalb ich an diesem Morgen meine Person den Mantieren Jacobos anvertraute.

Das geradezu endemisch und epidemisch auftretende Banditenwesen war eine allgemein bekannte Tatsache, und einige Maulaffen feilhaltende Tageblende fühlten sich verpflichtet, die exotischen Hezen mit den Gemüßerben wiederholt darauf aufmerksam zu machen. (Ich sage „exotisch“, weil die Indianer in unserem Land — neben den Mägdeleuten sehr reicher und vornehmer Familien, wie ich — schlimmer als Fremde angesehen werden, da sie — ich wiederhole es — ihre Herkunft von Älteren ableiten, die sich von Zwei zu Zwei vor den Jägern durch ihre Behendigkeit gerettet haben.)

Die malktösen Stenstehen lachten also den monströsen Zweifeln klar zu machen, daß sie vor Eintreffen an der Station San Martino del Cabo gute Aussicht hätten, ihre Habe an Gemüße und Früchten, sogar an Kleidern — und noch wertvollere Schätze — in den Händen der energischen Bettler zu lassen. Aber sie wußten wohl, daß sie ihre Zeit verloren; denn niemals ändert ein Indianer oder eine Indianerin ihre Ansichten. Das wenig liebevolle Vorhaben dieser Mahner war nur, die riesigen Keffinnen zu erschrecken, und das gelang, wenn man Schlüsse daraus zog, daß die Augen dieser Abscheulichen wilden Weiber immer bestiger rollten und sie ihre Gesichter sättern versteckten — wie die Madagassinnen (sagt man) ihre Arme und die Europäerinnen (sagt man) ihre Knie den Hüften zu entziehen trachteten.

In einer ungeheuren Staubwolke und mit dem Lärm vieler klingender Schellen langte endlich die Diligence an. Die acht Reisenden, die zugleich mit Affen und Papageien Leblichkeit hatten, drängten sich hastig hinein. Und ich folgte ihnen mutig und lebte mich neben diese Prozedur prähistorischer Mannweiber.

Wie in den Romanen ging alles zuerst gut. Dann erscholl plötzlich ein Schrei. Ein Esel brach zusammen und der Wagen neigte sich vornüber wie ein Schiff, das Wasser schmeckt. . . ein unerwarteter Haltepunkt. Ein besüßtes Grollen zeigte sich auf den Gesichtern der wie in einem Käfig zusammengeschlossenen wilden Weiber. Auf seinem Rutschbock sich erhebend, gestaute Jacobo und zief die Nacht des „Dios“ an — dann war er wie durch einen Zauber verschwunden. Sein Abgang erlaubte mir, festzustellen, daß der Postillon sich schon vorher aus dem Staube gemacht hatte. Dieses Zeichen — mehr noch als das Bild der Unbildung — belehrte uns, daß wir in San Martino del Cabo, dem Unheilsort, der Brigantentation, angekommen waren.

Unser Scheitern an diesem verfluchten Kreuzweg hatte ohne Zweifel der Herr Jacobos, dieses Salunken, veranlaßt. Ich

starrte vor mir; die Physiognomie dieser alten Kanaille hätte mich warnen sollen. Dummtopf, der ich war! Ich richtete mich den Zähnen; aber es blieb uns weiter nichts übrig als zu fluchen und zu warten, bis diese Talmi-Caballeros kamen, um uns grüßlich auszuraubern. . .

Auf alle Fälle mußten wir zunächst aus dieser Käberkiste heraus. Ich gab das den Indianerinnen durch deutliche Zeichen zu verstehen: sie gluckten, ihre Blide flohen nach allen Seiten, dann trocknen sie mühsam, schwerfällig aus dem gestrandeten Leihstiel heraus.

Kaum standen wir nebeneinander auf der Straße, da erpöbten wir unsere Wäffe, die hinter Backen hervorstrahlte. . .

Die Plak im Wind, unter Wasserglocken, mit Augen, die wie Kohlen glühten, und Haaren, die wie schwarze Fäden ausluden, kamen sie in langer Reihe anerschlichen.

Es waren ihrer sechs. Wie neun, die Indianerinnen und ich. So näherten sie sich uns.

Da! Ein Theatercoup! Unsere bunten Kleider fallen herunter, unsere Hüte fliegen davon, die Bärte erheben, unsere Hände schmiden Pistolen, Säbel verlängern unsere Arme, wir werfen uns — alle neun, meine ganze Korporalchaft — wie ein einziger Mann auf die Gauner und fluchen in reinem Spanisch und Französisch. . .

Es ist überflüssig zu sagen, daß wir sie mit Pistolenhülsen und Säbelschneidern bis in die andere Welt jagten, bevor sie Zeit fanden, sich ihrer Stuben zu bedienen, die an ihrem Hals wie Feldböden hingen. Und das war die Kriegslist, die sich unser Sergeant ausgedacht hatte. . .

Der einzige, der dem Massaker entkam, wurde dreimal geschlagen: einmal bei jedem Schuß. Dreimal nur; denn beim dritten Mal war die Wunde etwas angetrunken und sie hing ihn nicht zur rechten Zeit ab — was uns nicht gestattete, ihn weiter mitzuführen.

Ah, der Krieg bietet unergiebige Anreize! Neben Sie nicht von den Zerstreungen des Friedens! Was sind dagegen die Programme der Theater!

José Santander wüßte die Schweißperlen von der schlaflosen Lederhaut seiner Stirn, schlug auf die schwere Goldkette, die seine Uhr festhielt und dann öffnete er genießerisch die Kiste, in der ungeheure Nigarren — groß wie marineierte Häringe — nebeneinander lagerten.

Meine erste Seereise als Decksjunge

Von Max Dittmar-Pittmann, Kapitän a. D. (Erfurt).

Nach einem 10-monatigen Kursus auf der Seemannsschule auf Steinwärd bei Hamburg kam ich als Schiffsjunge im März 1880 an Bord des ostpreussischen Schoners „P.“, der im Hafen von Hamburg lag, um eine Ladung Sals für Plymouth in England einzunehmen.

Die Besatzung bestand aus dem Kapitän, dem Steuermann, zwei Vollmatrosen, einem Leichtmatrosen, dem Koch und meiner Person. Ein Schleppdampfer brachte den „P.“ bis Ruxhafen. Jetzt wurden Segel gesetzt und mit einer südbösischen Brise ging es an den Feuer-Schiffen vorbei nach Helgoland. Dieses Eiland war schnell passiert, als plötzlich der Wind nach Nordwest umirrte und aufrührte. Die kleinen Segel wurden aufgegeben (zusammengehürten) und festgemacht. Ich mußte als Jüngster nach der Bramante hinauf, um das Segel festzumachen.

„Nien Song“, laute der Kapitän, „ward mi aberst nich leeboll!“ Die anderen Leute waren inzwischen nach der Marschabe geflettert, um in das Marssegel ein Reef zu stecken. (Segel aufhängen.) Der Koch, der damals seine zweite Seereise machte, mußte hierbei ebenfalls mit helfen. Sobald wir wieder an Deck kamen, begaben wir uns in das Mannschaftslogis, um unre Seestiefel und das Deck auszusuchen. Von der Zeit von Zeit zu Zeit über das Deck brechenden nordwestlichen See waren wir ganz durchnäht worden. Im Logis befand sich gleichzeitig auch die Kombüse. Hier erwartete uns eine schöne Bescherung! Gerade dem Kochherde gegenüber befand sich meine Koje (Bettstelle). Da der Koch verabsieht hatte, den großen Topf zu lachen (festbinden und sichern), war durch das Hin- und Herklängen des Schiffes der Topf mit der Erdbienuppe und Speck in meine Koje gelaufen; der Speck lag auf meinem Kopfkissen und die Suppe auf der Matratze! Was tun? Wir schloffen, so gut es ging, die Erdbien wieder in den Topf. Der findige Koch schüttete einen Eimer Wasser hinzu und nachdem diesmal der Topf gut festgesichert war, losste die Suppe weiter. Obwohl mit solchen Hindernissen zusammengedrückt, schmeckte sie uns sehr gut.

Mittags laute der Steuermann zu mir: „Max, mien Jong, hüß Du noch nich leekrant? Ad weest en gautes Mittel für die Seerkrankheit; nimm Dir en Stück Speck, binde es an en Kabelaan und dann kugast (schluden) den Speck runner, dann treest (siehen) Du ihn widder nach oben (hoch, oben), un so ä paar mol. Dat moet de Reel a'meidia.“ Ich fühlte mich äußerst wohl, ich bin auch späterhin in meinem Leben niemals leekrant gewesen.

Inzwischen war der Wind zum Sturm anemacht, es wurde daher ein zweites Reef in das Marssegel gesteckt und andre Segel festgemacht. Der „P.“ wurde begedreht, da der Sturm zu heftig und die See zu wild war. Am folgenden Tage konnten wir, da der Sturm etwas nachgelassen, wieder gegen den Wind antreuzen (lavieren).

In der Nähe von Dover begegneten wir vielen Dampfern und Segelschiffen. Am englischen Kanal wurde das Wetter besser, der Wind löste mehr nordwärts und nach einigen Tagen erblinden wir den Leuchtturm von Cowstone. Auf der Reede von Plymouth lag ein Teil der englischen Flotte. Der „P.“ wurde durch einen Schiffs-

dampfer in den Binnenhafen geleitet und machte am Kal fest. Am folgenden Tage, nachdem wir das Vögelgehirn aufgebracht hatten, begannen wir die Ladung zu lachen. Das war eine recht unbehagliche und anstrengende Arbeit. Von morgens sechs bis abends sechs Uhr stand ich an der Handwinde und mußte mit einem Leichtmatrosen aufammen die großen schweren Körbe mit Sals hochhieven (aufwinden). Die Innenseite meiner Hände war am ersten Abend voller Wunden, so daß ich es noch Schmerz kaum aushalten konnte. Meine Hände waren vom vielen Lieben an der Laue schwierig geworden. Ich mußte mir die Hände mit Fett einschmierern. So stand ich jedoch ganze Tage von früh bis abends an der Winde. Neben zweiten Abend konnte ich allerdings an Land gehen. Mit einem Matrosen benutzte ich Gelegenheit, mir die Stadt und Umgegend anzusehen. Ich tauchte dann stols meine kurze Pfeife, auch fehrten wir einmalm in einem Publichouse ein.

Das Schiff nahm dann eine Ladung Channucan (weißes Pulver) für Königsberg ein. Günstiger Bestwind brachte uns schnell durch den englischen Kanal in die Nordsee. Auf der Dofterbant trafen wir viele Steuerräder, ich hob das Steuern schnell erkand, ebenso die andern seemännischen Arbeiten, da ich einen tüchtigen Lehrer an dem einen Matrosen hatte. Bei Skagen hatten wir etwas Sturm, während wir das Stagerat und das Kartegat bei schönstem Wetter passierten. Bei Helsingör mußten wir wegen widrigem Winde zu Anker gehen. Es hielten sich hier eine Menge Schiffe angeammelt, die nach der Ostsee bestimmt waren und auf Nord- oder Ostwind warteten. Der Kapitän hatte mich einmal mit nach Kopenhagen genommen. Eine herrliche Stadt! Auch Helsingör habe ich einmalm besucht und daselbst auch das berühmte Schloß Kronenborg gesehen.

Täglich kamen Vumboote längsreit vom Schiff, um ihre Waren feilzubieten.

Eines Morgens stellte sich endlich der erwartete günstige Wind ein. Auf jedem Schiffe hörte man das Klapp-Klapp der Ankerwinden, dann wurden Segel beigesetzt; jeder wollte der erste sein. In Hutter Fahrt ging es an Falsterbo vorbei und am nächsten Tage passierte der „P.“ bereits Eitholm und später die schöne Insel Bornholm. In der Ostsee waren Wind und Wetter günstig, so daß der „P.“ nach einigen Tagen bei Pillau ankern konnte. Ein Schlepddampfer brachte ihn nach Königsberg, wo er am Quai festgemacht wurde. Hier war ich häufig mit dem Kapitän an Land und besichtigte alles Sehenswerte.

Durch Schauerleute wurde die Ladung gelöst. Tagsüber mußte ich in der Takelage herumklettern und das feststehende Gut und die Wanken, welche seinerzeit noch aus armdiden Bananen waren, die ich kaum umspannen konnte, labstaben (mit schwebenden Teer einschmieren), eine Arbeit, die mir sehr unagute, weil ich dadurch recht dunkelbraune Arme und Hände bekam.

Der „P.“ nahm eine Ladung Hanf in Ballen für Rirkabi im Firkib of North in Schottland ein. Die Reise dorthin ging ohne Abenteuer vonstatten. Rirkabi liegt herrlich in einer Bai, von hohen bewaldeten Bergen umgeben. Wunderliche alte und neue Schloffer befinden sich in der Umgegend des Städtchens.

Nachdem die Ladung aus dem Schiffe war, nahmen wir eine Ladung Kohlen ein, um damit nach Treport in Nordfrankreich zu segeln. Mit einer Ladung französischer Weine segelten wir dann Mitte Dezember 1880 nach Hamburg zurück. Ich mußerte ab und kam zwei Tage vor Weihnachten zum erstenmal wieder im Elternhaus an.

Mein freund der Schimpanse Murphy

Von John Vassen

Meinem Freunde dem Schimpansen Murphy, begegnete ich im Tiergarten des Zentral-Parks. Unsere Begegnung und Freundschaft, so scheint mir, war einseitig, denn ich ludte ihn auf, er aber nahm es nicht einmal zur Kenntnis, daß er unter den vielen, vielen Menschen, die ihn täglich belagern, ein Freundesbesuch gefunden habe.

Meine Freundschaft, mit ihm begann so, daß mein Weg gerade damals zu ihm führte, als auch ein selbständiges Doppelfinn Luft bekam, sich im Zentralpark Tiere anzusehen. Der Doppelfinnbesitzer hatte einen dicken Fels, Schnaubte laut. Und am Finger trug er einen blenden Ring. Lehteres beliebt Euch besonders zu merken, denn es wird im Verlauf meiner Geschichte zu großer Bedeutung gelangen.

In die Käfige sah ich sich ein Sonnenstrahl. Menschen gingen auf und ab. Betrachteten die Tiere. Rieben hin und wieder neugierig stehen. Die meisten interessierten sich selbstverständlich für meinen Freund Murphy. Ueber die große Kennzeichnung sah erlangweilt und ohne Interesse der Wärter hinweg.

Der Affe lag in der Höhe, hockte auf einer schwebenden Stange, und sein Gesicht war so traurig, als hätte er in seinen Augen das ganze Weltkatholisch. Einmal näherte sich der Wärter dem Glastafel. Da wurden Murphys Bewegungen hinter. Als ob ein Gefühl des Trostfins sein ganzes Sein durchdringt hätte. Es ist, als wollte er dem Wärter die Hand drücken. Ich glaube, zwischen den beiden mochte sich im Laufe der Zeit eine echte und tiefe Freundschaft entsponnen haben. Vielleicht fühlte der Affe, daß zwischen ihnen beiden auf dieser weichen Welt kein Unterschied sei. Er, der Affe, war hinter dem Glas eingeschlossen. Der Wärter war außerhalb des Glastes eingetert. Aber ihrer beiden Leben war vöfika aneinander gefesselt.

Affe und Wärter: beide sind die gleichen Gefangenen. Ich kann sehr wohl verstehen, daß der Schimpanse den Wärter mit so viel inniger Freundschaft empfing. Ich fand nichts Erstaunliches daran, daß er ihm die Hand entgegenstreckte, nämlich der Affe dem Menschen. Der Wärter jedoch war nicht in der Lage, der Freundschaft viel Zeit zu widmen. Er vertigte sich auf einem anderen Käfig, und der Affe, schien sich trotz der passenden großen Menge ganz einsam zu fühlen. Er zog sich abwärts auf die Stange zurück. Ließ den Kopf hängen. Und erweckte den Eindruck, als laßte auf ihm mit unermeßlicher Bürde aröbe Sorge.

Möglich, daß alles dies Uebertriebung und ein Spiel meiner Phantasie war, doch bleibt immerhin die Tatsache bestehen, daß die große Regungslosigkeit auch die Menschen reizte. Und nun beginnt meine Geschichte, in der der Mann mit dem schwabbelnden Doppelfinn und dem funkelnden Ring eine Rolle spielt. Der besetzte Herr schien darüber beledigt zu sein, daß sich der Schimpanse um seinen Fels nicht kümmerte, sondern mit seiner Liebe ausschließlich den Wärter besichtigte. Er wollte dem Affen zeigen, daß auch er da sei und lebe und sich bewege und als reicher Mann auf eine gewisse Huldbigung Anspruch erhebe.

So klopfte er denn mit seinem heringaten Finger ans Glas. Der Affe achtete anfangs überhaupt nicht darauf. Blicke starr vor sich hin. Seine Augen schweiften in die Ferne. Vielfeicht im Urwald. Der reiche Mann jedoch ließ es nicht dabei bewenden. Nun wurde er ungeduldig. Klopfte abermals. Der Affe hob für einen Augenblick den Kopf, ließ in dann wieder sinken, um die Unendlichkeit zu erründen. Der reiche Mann wurde müde. Er schlug mit dem heringaten Finger gegen das Glas. Trommelte. Zeigte den Diamanten, in dem die Strahlen der Wuneriome funkelten. Er ließ den Diamanten blitzen, erläutern. Der Affe betrachtete starr die Lebenswürdigkeit, lauschte auf die Töne. Ein Gas. Er schlug mit dem Kopf gegen die Glaswand, lag dann starr hinseestredt.

Der reiche Mann freute sich. Sahte sein den Affen beängstigten Gesicht fort. Einige lachten. Der Wärter kam herbeigetroff. Der Affe antwortete immer noch auf dem Boden. Der Wärter sprach in ganz feinem, höchst höflichem Tone zu dem reichen Mann: „Belieben Sie den Affen nicht zu schrecken.“ „Halten Sie das Maul!“ — lautet des reichen Mannes Antwort. Eine Debatte. Endlich entfernte sich der Fels mit ihmabesindem Doppelfinn. Inzwischen hat sich der Affe erholt, und nun geht der Wärter zu ihm in den Käfig.

Und der Affe breitet seine zwei langen ungelenten Arme aus, stützt sich in der unbändigen Offenbarung der Freude auf den Wärter. Sein ganzes Gesicht zuckt vor Rührung.

So stehen die beiden dort, unarmt unter den Stangen, Ringen und Striden; Gelangene im Glastafel. . . (Mit besonderer Erlaubnis des Freiender-Verlages, Leipzig, dem Buche „Das andere Amerika“ von John Vassen, entnommen. Preis M. — 75.)

Welt und Wissen

Die Natur als Brückenbauern. Die Natur ist mit ihren gestaltenden Kräften stets das hohe Vorbild des Menschen gewesen, und so hat man sie immer mit ehrfürchtiger Bewunderung als die große Baumeisterin betrachtet, die die gewaltigen Gipfel der Berge hoch aufwühlte. Neben dieser aufbauenden Macht ist ihr aber auch die Fähigkeit eigen, gewisse Schichtungen wieder abzutragen und Formationen auszuböhlen. Damit ist sie an manchen Stellen der Erde zu einem erstaunlichen Brückenkonstrukteur geworden. Wohl die schönsten Beispiele solcher Naturbrücken finden sich in Arizona und in der Nähe der Grenzen dieses Staates in Utah. Einige dieser natürlichen Brücken sind durch die ausbühelnde Kraft des Wassers, andere wieder sind durch ausbühelnde und aufbauende Gewalten gemeinsam hervorgebracht worden. Vertreter der ersten Klasse sind die Regenbogen-, Hoffmanns- und Trostbrücken, die aus massivem porösem Sandstein gebildet worden sind. Die Wasser-massen, die in diesem Felsen einen Widerstand fanden, haben sich in langen Zeiträumen hier durchgenagt und aröhartige Brückenbogen gebildet. Die Regenbogenbrücke, die 1919 von einem Professor der Universität Arizona entdeckt wurde, liegt am Nordwestabhänge des Navaho-Gebirges, etwa 10 Kilometer nördlich von der Grenze zwischen Arizona und Utah. Der sich in einem fast ebenmäßigen Halbkreis wölbende Bogen hat eine Spannweite von 278 Fuß, eine höchste Höhe von 309 Fuß über dem Wasser und an seinem stärksten Teil eine Dicke von 42 Fuß. Nach der Symmetrie ihres Aufbaues, der Größe ihrer Anlage und dem Glanz des leuchtigen roten Steinnes ist dies die größte und schönste Naturbrücke, die man kennt. Einen ähnlichen Typus der Bogenbrücke zeigt die sogenannte Desianos- oder Trostbrücke, die drei Kilometer südwestlich von Defiance in Arizona sich findet. Auch diese Brücke hat einen schön geschwungenen, nur etwas weniger gleichmäßigen Bogen und ist von einer großen Mächtigkeit. Eine andere Brückenform weist eine Naturbrücke auf, die sich 11 Kilometer südöstlich von Adamana in Arizona in einem versteinerten Walde findet. Hier ist ein riesiger versteinertes Baumstamm von dem einen Ufer eines Stufles auf das andere gestürzt und verbindet so die beiden Ufer in solidester Weise. Durch Erofion in Gemeinschaft mit der Aufschichtung von Travertin ist die Naturbrücke entstanden, die einen dritten Strom bei den Mooren Falls im Navajo Canyon in Arizona überquert. Auch dies ist ein ganz einartiges Naturwunder, das die Schöpfkraft der Natur in helles Licht setzt.